



NIEMEYER KRIMI

JUTTA UWE WERNER
GERECKE JARK KUNST

UNTAUGLICH



Vor Verzehr vollständig durchlesen.

Mindestens haltbar bis

Ende:

Preis:

Einwaage:

03/2033

15,00

320 g

CW Niemeyer **N**



9 783827 193513

Jutta
Gerecke

Uwe
Jark

Werner
Kunst

Untauglich

CW Niemeyer *N*

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.



Der CO₂-Ausstoß dieses Druckproduktes wurde mit ClimateCalc berechnet und kompensiert:

www.climatecalc.eu
Cert. no. CC-000094/DK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>

© 2023 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: C. Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com

Druck und Bindung: Nørhaven, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-8271-9351-3

*Grausamkeiten gegen die Tiere kann weder bei
wahrer Bildung noch wahrer Gelehrsamkeit bestehen.*

*Sie ist eines der kennzeichnendsten Laster
eines niederen und unedlen Volkes.*

Alexander von Humboldt (1769–1859)

VORBEMERKUNG

Das Fleischerhandwerk verdient Respekt. Wir schlachten Tiere, um unseren Fleischbedarf zu decken. Das ist aus Sicht der Autoren auch nicht verwerflich. Die Männer – und es sind fast ausnahmslos Männer –, die das Töten der Tiere für uns übernehmen, haben eine harte und verantwortungsvolle Arbeit. Aber sie sind oftmals nicht sehr zart besaitet. Auch das Zerlegen des frischen Fleisches in bedarfsgerechte Teilstücke ist nicht jedermanns Job. Und manche Chefs, die das große Geld machen, gehen auch über Leichen. Und damit sind nicht nur tote Tiere gemeint.

Oft wollen die Kunden nicht so genau wissen, wie aus dem Schwein ein Schnitzel wird, aber der Tierschutzgedanke erhält immer größere Bedeutung. Die Medien haben in den letzten Jahren mehrmals über grausame Praktiken bei Tiertransporten und in Schlachthöfen berichtet. Auch die Haltung von Nutztieren geriet in den Fokus der Öffentlichkeit.

Doch Studien über das Kaufverhalten von Verbrauchern haben gezeigt, dass die Kunden nur eine geringe Bereitschaft zeigen, für nach Tierwohlkriterien erzeugtes Fleisch mehr Geld auszugeben.

Wir hatten während unseres Berufsalltags mehrfach mit Fällen zu tun, in denen Tiere schlecht behandelt

wurden. Neben eigenen Feststellungen, die wir bei Betriebskontrollen machen mussten, haben uns und unsere Kolleginnen und Kollegen die Videoaufnahmen von Tierschutzorganisationen sehr getroffen, die im Niedersächsischen Landesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit zu sichten und für die Staatsanwaltschaft zu bewerten waren.

Amtliche Kontrollen können nicht lückenlos sein, und wir wollen auch nicht in einem Staat leben, der seine Bürger lückenlos überwacht.

Es gebührt daher auch den Tierschutzorganisationen Dank für das Aufdecken solch krimineller Machenschaften. Nur sie haben die Möglichkeiten, ihre Erkenntnisse verdeckt und am Rande der Legalität zu gewinnen und zu veröffentlichen. Ohne sie wären viele der Fälle nicht bekannt geworden und eine Strafverfolgung nicht möglich gewesen.

Morde werden in diesem Zusammenhang selten verübt, aber auch das ist schon vorgekommen. Schwarze Schafe gibt es überall, aber es sind nicht alle Schafe schwarz. Unsere Erlebnisse haben zu der vorliegenden fiktiven Geschichte geführt.

PROLOG

Jens Langner stand verdeckt hinter einem Pfeiler und filmte mit seinem Handy die Anlieferung einiger Schweine. Er hatte heute keinen Frühdienst, aber die Sache ließ ihm keine Ruhe. Besonders jetzt, da der Tierarzt seine neue Praktikantin mit in den Schlachthof brachte, hoffte er, etwas erreichen zu können. Sie machte einen engagierten Eindruck, und er hatte schon gehört, wie sie ihrem Lehirtierarzt ein paar kritische Fragen gestellt hatte.

Immer wieder wurden Tiere angeliefert, die nicht zum Schlachten taugten, weil sie krank und abgemagert waren oder dicke Gelenke und Eiterbeulen aufwiesen. Trotzdem wurden sie geschlachtet, und niemand sagte etwas dagegen.

Gerade jetzt trieb wieder jemand solche Schweine in den Wartestall des Schlachthofs. Sie konnten kaum laufen, und der Mann, der sie brachte, drosch unbarmherzig auf die Tiere ein, damit sie sich doch noch vorwärtsbewegten. Die Schweine kamen nur langsam und widerwillig voran. Man sah ihnen an, dass sie Schmerzen beim Laufen hatten. Jens filmte die Szene und musste einen Schritt vortreten, um alles gut dokumentieren zu können. Da sah ihn der andere.

„Ey du, pack lieber mal mit an, die wollen alleine nicht so schnell laufen. Das sind beste Spanferkel.“

„Das sind keine Spanferkel. Die Schweine sind dünn, haben dicke Gelenke, angebissene Schwänze und Eiterbeu-

len. Die taugen nicht zum Schlachten.“ Jens Langner hatte Schlachter gelernt, er kannte sich aus und konnte erkennen, ob ein Schwein einen gesunden Eindruck machte oder nicht. Er steckte das Handy in die Innentasche seines Overalls, ohne es auszuschalten. Er hatte erst mal genug gesehen.

„Nimm die Schweine wieder mit und lass sie vom Tierarzt einschläfern, hier haben die nichts zu suchen.“

„Den Teufel werd' ich tun. Dein Boss nimmt sie mir ab und macht noch gutes Geld damit.“ Der andere wurde langsam ungeduldig und kam mit vier schnellen Schritten auf Langner zu, der größer war als sein eher bulliges Gegenüber. Aber der griff an und rammte Jens die Faust in den Magen. Der Attackierte krümmte sich zusammen, ging aber nicht zu Boden, sondern machte sich für seine Verteidigung bereit. Jens Langner war zwar sportlich und stark, aber körperliche Gewalt war ihm ein Gräuel, und von Schlägereien in Kneipen und auf Volksfesten hielt er sich stets fern. Als sein Angreifer erneut auf ihn losging, verlegte er sich darauf, seinen Kopf und Oberkörper so gut wie möglich zu schützen, und war nicht darauf gefasst, dass der andere ihm so heftig gegen die Knie treten würde, dass er das Gleichgewicht verlor und nach hinten fiel. Wie ein gefällter Baum ging der lange Schlachthofmitarbeiter zu Boden. Sein Kopf schlug mit einem dumpfen Knall auf. Sein Gegner stand unschlüssig über ihm und starrte ihn an. Dann schaute er sich rasch um und verließ schnellen Schrittes den Wartestall.

Die Prügelei war nicht unbemerkt geblieben. Da war noch einer in der Nähe, der die Szene beobachtet hatte. Dass der Jens auf dem Schlachthof filmte, wunderte ihn

nicht. Der Langner war ihm schon seit Wochen ein Dorn im Auge.

Während die beiden Männer gestritten hatten, hatte er sich schnell hinter einem Mauervorsprung versteckt und wartete still ab. Er beobachtete genau, was geschah. Als der Schlachthofmitarbeiter zu Boden ging und der andere von Panik ergriffen den Schauplatz verließ, handelte er rasch und entschlossen. Sein Messer war immer gut geschärft, und er spürte, wie es dem vor ihm Liegenden leicht und geräuschlos in den Körper eindrang. Mehrmals stach er zu. Dann zog er den wehrlosen Körper in die Bucht mit den Schweinen. Der Erstochene landete auf dem Bauch, und sein Mörder stieß ihm das Messer noch ein paarmal in den Rücken. Doppelt hielt bekanntlich besser. Nur einmal spürte er einen leichten Widerstand, als sein Messer an einem Wirbel seines Opfers entlangkratzte. Er würde das Messer nachschärfen müssen.

Zum Abschluss ritzte er ein kleines Dreieck in die Haut hinter Jens Langners Ohr. Dann überließ er ihn den eben angelieferten Schweinen. Er war zufrieden.

Schnell griff er noch in die Innentasche des Overalls seines Opfers und holte das Handy hervor. Auf der Schutzhülle war das Bild einer Orchideenblüte zu sehen. Das Handy lief noch. Er schaltete es aus und grinste triumphierend. Von ihm war auf dem Video nichts zu sehen und nichts zu hören. Er nahm das Gerät an sich. „Wer weiß, wozu es mal gut ist“, dachte er. Als er hörte, dass sich jemand näherte, verschwand er.

KAPITEL 1

Es dämmerte erst, und das Blaulicht war schon von Weitem sichtbar, als sich Silke Jungclaus zusammen mit ihrem Lehtierarzt Doktor Reiner Winkler dem Schlachtbetrieb näherte. Wie immer, wenn sie zusammen unterwegs waren, fuhr Silke den Wagen, und ihr Chef döste noch ein wenig vor sich hin. Das kannte sie schon. Frühmorgens waren sie zwar selten gemeinsam unterwegs, aber dass der Chef vernehmlich schnarchte, hatte sie bislang noch nicht erlebt. „Wahrscheinlich ist es gestern spät geworden“, dachte sie. Die unruhigen blauen Lichter ließen den Tierarzt aufschrecken, und angespannt schaute er nach vorn.

„Das ist doch bei Schmidtke, was da wohl passiert ist. Womöglich ein Tiertransporter in den Graben gefahren. Die Einfahrt ist aber auch ziemlich eng für die immer größeren Transporter, die hier ankommen“, mutmaßte Winkler. Mittlerweile waren sie an der Einfahrt zur Lebendtierannahme des Schlachtbetriebes Heiko Schmidtke GmbH angekommen, die durch einen quer stehenden Polizeiwagen blockiert war. Weit und breit war kein Unfall zu sehen, dafür hinter dem blockierenden Streifenwagen noch ein weiterer, und direkt vor der Viehannahme stand ein grauer ziviler Kleinbus.

Silke hielt an, und ihr Chef ließ sein Seitenfenster herunter. Ein uniformierter Polizist näherte sich und fragte nach ihrem Anliegen.

„Ich bin hier der zuständige Tierarzt und komme mit meiner Praktikantin zur Fleischschau. Lassen Sie uns bitte durch, ohne uns geht der Betrieb hier nicht weiter“, erklärte Reiner Winkler.

„Ah, Sie sind regelmäßig hier?“, stellte der junge Polizist fest. Auf der Uniform war sein Name erkennbar, Sonneborn hieß er. „Hier können Sie nicht durch, die Spurensicherung hat hier noch viel zu tun, und bis dahin ist der ganze Bereich gesperrt. Bitte fahren Sie außen um das Gelände herum und melden sich vorne bei den Kollegen im Büro. Wir müssen Ihre Personalien aufnehmen und Ihnen einige Fragen stellen.“

Silke musste ein ganzes Stück rückwärtsfahren, bevor sie den Wagen wenden konnte, um zum Haupteingang des Betriebes zu gelangen. Sie konnte sehen, wie Uniformierte den Bereich der Viehanlieferung weiträumig mit rot-weißem Flatterband absperren.

„Was mag da wohl passiert sein?“, fragte sie sich, als ihr Chef auch schon anfang zu spekulieren.

„Das ist was Größeres“, überlegte er. „Spurensicherung, das klingt wie aus dem ‚Tatort‘, aber die Polizisten waren echt, ein Film wird hier nicht gedreht. Ich bin mal gespannt, was vorne im Büro gleich los ist.“

Silke Jungclaus verdrehte innerlich die Augen. Ihr Lehtierarzt war vom alten Schrot und Korn. Die tägliche Routine hatte ihn abstumpfen lassen, neuen Ideen und Erkenntnissen stand er skeptisch gegenüber, und seit

seinem Studienabschluss vor mehr als fünfundzwanzig Jahren hatte sich seine Welt nicht verändert. Einzig ein Kriminalfall schien ihn aus seiner Lethargie aufrütteln zu können. Silke haderte manchmal mit sich, warum sie sich so schnell für die Praxis von Reiner Winkler für ihr letztes Praktikum entschieden hatte. Sie befürchtete, keinen Praktikumsplatz zu finden, und hatte sich eingeredet, bei einer alteingesessenen Praxis würde sie eine Menge lernen können. Blutabnahme bei Rind und Schwein beherrschte sie mittlerweile im Schlaf, und auf dem Schlachthof musste sie die Fleischuntersuchung machen, während ihr Chef die Untersuchung bei den lebenden Tieren übernahm. Die Arbeit schulte ihren Blick für pathologische Abweichungen an den Organen und am Schlachttierkörper. Manche Veränderungen hatte sie selbst im Studium nicht in dieser Ausprägung gesehen, und sie wunderte sich dann über die Widerstandsfähigkeit der Tiere.

Vor dem Hauptgebäude des Schlachthofes angekommen, bot sich ihnen auch hier ein für die frühe Morgenstunde ungewohntes Bild. Während normalerweise das Büro um diese Uhrzeit noch nicht besetzt war, weil die Abfertigung der Tiertransporter an der Lebendviehannahme erfolgte und der Versand der Schlachttierkörper und des zerlegten Fleisches erst später begann, brannte jetzt in allen Räumen Licht, und neben Heiko Schmidtke konnte man durch die Fenster noch zwei Männer erkennen, die sich konzentriert mit dem alten Schmidtke unterhielten. Vor dem Büro parkte ein weiterer Streifenwagen, und das eingeschaltete Blaulicht verbreitete eine unwirkliche Atmosphäre. Eine junge Beamtin stieg aus und kam

auf sie zu, als der Praxiswagen von Winkler vor dem Bürogebäude hielt.

„Sind Sie die Tierärzte? Sie wurden von meinem Kollegen schon angekündigt. Ich bin Kriminalhauptmeisterin Müller. Bitte kommen Sie mit herein. Ich werde Ihre Personalien aufnehmen, und dann werden sich meine Kollegen sicher mit Ihnen unterhalten wollen. Alles kann wichtig sein.“

„Was ist denn nun eigentlich passiert?“, fragte Winkler, doch er erhielt keine Antwort. Die Polizistin hatte sich bereits umgedreht und war ihnen voraus zur Tür gegangen.

Drinnen führte die Beamtin sie in das Gemeinschaftsbüro, das sich die vier Büroangestellten teilten. Buchhaltung, Einkauf, Verkauf und Disposition saßen hier in einem Raum, und es war tagsüber immer hektisch und laut. In diesem Betrieb hatten nur die beiden Chefs, Vater Heiko Schmidtke und Sohn Manfred, ein eigenes Reich.

Um diese frühe Stunde hatten sie den großen Raum für sich allein, und Frau Müller fragte ruhig und präzise sowohl Silkes als auch Reiner Winklers Personalien ab. Name, Geburtsdatum und -ort, aktuelle Adresse und eine Telefonnummer wurden notiert und anhand der Personalausweise überprüft. Silke war erstaunt, als sie nachrechnete und feststellte, dass ihr Lehirtierarzt erst vierundfünfzig Jahre alt war. Nach seinem Auftreten und Erscheinungsbild hätte sie ihn auf über sechzig geschätzt. Reiner Winkler versuchte zwischendurch beharrlich herauszufinden, was wohl passiert war, aber irgendwie schaffte es Frau Müller immer wieder elegant, ihn zu ignorieren, zu überhören oder auszuweichen. Irgendwann gab er auf,

und Silke nahm sich im Stillen vor, diese Taktik bei Gelegenheit auch einmal auszuprobieren, denn manchmal konnte er wirklich penetrant sein, besonders wenn sie ein freies Wochenende gehabt hatte und er Einzelheiten aus ihrem Privatleben in Erfahrung bringen wollte.

Als die Routine beendet war, stand Kriminalhauptmeisterin Müller auf, klopfte an die Tür des Chefbüros, in dem ihre beiden Kollegen mit dem alten Schmidtke beschäftigt waren, und berichtete, dass die Tierärzte für ein Gespräch bereit seien. Die Antwort war nicht zu verstehen. Frau Müller kam zurück in den Raum, setzte sich zu ihnen und erklärte, dass es nicht lange dauern würde, und die Herren Hartmann und Tölke hätten Zeit für sie.

Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der Silkes Lehtierarzt immer wieder auf die Uhr schaute, sein Smartphone zückte und unruhig auf seinem Stuhl hin und her rutschte, öffnete sich die Tür des Chefbüros, und Heiko Schmidtke trat heraus.

Er war ein stämmiger, eher kleiner Mann, dem man ansah, dass er den Tafelfreuden gerne zusprach und auch einem Bier und Korn nicht abgeneigt war. Seine kleinen, tief in seinem rötlichen Gesicht verschwindenden, hellblauen Augen hatten einen harten Glanz, und sie vermittelten den Eindruck, dass der alte Schmidtke nicht nur der freundliche Trinkkumpel vom Schützenfest war. Jetzt huschten diese Augen nervös hin und her. Schmidtkes Gesicht war noch eine Spur roter als sonst, er wischte sich mit einem blau karierten Stofftaschentuch über die Stirn und schnaufte vernehmlich.

„Heiko, was ist passiert?“, fragte Winkler sofort, als er den alten Schlachthofbesitzer sah, aber Schmidtke wurde gleich von der Kriminalhauptmeisterin in Empfang genommen und aus dem Raum komplimentiert.

„So, kommen Sie bitte herein, Herr Doktor Winkler, Frau Doktor Jungclaus.“ Ein drahtiger Mann undefinierbaren Alters schaute aus der Tür und wies ihnen die Besucherplätze vor Schmidtkes Schreibtisch zu. Sein Kollege, ein etwas behäbig wirkender Endvierziger, der seine beginnende Glatze durch einen modischen Haarschnitt nur unzureichend verbergen konnte, saß hinter Schmidtkes Schreibtisch und stellte sich mit Hauptkommissar Hartmann vor.

„Nur Jungclaus bitte, ohne Dokortitel“, erklärte Silke „so weit bin ich noch nicht, ich muss erst noch den letzten Teil meines Staatsexamens ablegen, dann kann ich an die Beendigung der Doktorarbeit denken.“

Bevor Reiner Winkler wieder fragen konnte, was denn nun vorgefallen sei, wurde Silke von dem anderen Beamten, der folglich Herr Tölke sein musste, gefragt, wie lange ihr Praktikum schon dauere und wie gut sie die Abläufe hier im Schlachtbetrieb bereits kenne. Als er erfuhr, dass sie seit etwas mehr als einem Monat im Praktikum sei und seither mehrmals in der Woche, zum Teil auch allein, in diesen Betrieb fuhr, um die Fleischuntersuchung durchzuführen, während der Chef die Lebenduntersuchung vornahm oder bereits anderweitig auf Praxis fuhr, bat Tölke sie in das andere Einzelbüro und schloss die Tür hinter sich.

„Frau Jungclaus, bitte berichten Sie mir ganz genau, wie Ihre Arbeit hier in diesem Betrieb aussieht und was

drum herum passiert. Ich bin mit den Abläufen auf einem Schlachthof nicht vertraut, und Sie können mir sicher eine Menge erklären.“

Silke erläuterte dem Beamten die Abläufe des Schlachtbetriebes. „Zunächst untersucht der Tierarzt die lebenden Tiere“, begann sie. Danach, so Silke, werde die Schlachterlaubnis erteilt, oder eben nicht. Wenn Tiere Anzeichen einer Krankheit zeigten, müsse die Schlachtung untersagt werden. Kranke Tiere seien zu töten und über die Abdeckerei zu entsorgen. Außerdem müsse geprüft werden, ob die Tiere transportfähig gewesen waren. Es könnte ein Verstoß gegen das Tierschutzgesetz vorliegen. „Das muss abgeklärt werden“, erklärte Silke.

„Eine Ausnahme ist ein Tier, das auf dem Transport einen Unfall erlitten hat, einen Beinbruch zum Beispiel. Auch Schweine, die mit Kreislaufversagen auf dem Lkw liegen“, fügte sie noch hinzu. „Ist gar nicht so selten. So ein Tier muss dann direkt auf dem Viehtransporter mit dem Bolzenschussgerät betäubt und vor Ort sofort geschlachtet werden, um weiteres unnötiges Leiden zu vermeiden.“

„Kommt das häufig vor?“, fragte Tölke.

„Solange ich hier im Betrieb bin, habe ich das noch nicht erlebt“, antwortete Silke. „Allerdings bin ich meistens nur auf der sogenannten reinen Seite der Schlachtung tätig. Das ist dort, wo die Tiere bereits geschlachtet und ausgeblutet sind, bei den Rindern ist das verschmutzte Fell abgezogen, und die Schweine waren im Brühkessel und sind in der Kratzmaschine entborstet worden. Die Tierkörper sind jetzt ausgenommen und sauber, und es fehlt nur noch die Fleischuntersuchung, um sie zum Le-

bensmittel zu erklären. Das ist dann meine Aufgabe. Eigentlich darf ich das noch nicht selbstständig, aber ich habe bereits ein Praktikum im Schlachthof absolviert, und Herr Doktor Winkler hat mir die ersten Male über die Schulter geschaut. Als er gesehen hat, dass ich weiß, wie es geht und worauf ich zu achten habe, hat er mir die Beurteilung überlassen. Die Kennzeichnung der Tiere mit einem Stempel mache ich dann auch. Die Lebenduntersuchung macht mein Chef meistens selbst, oft schon in aller Herrgottsfrühe. Ich komme normalerweise erst, wenn die ersten Tiere geschlachtet sind und ich mit der Fleischuntersuchung beginnen kann. An manchen Tagen komme ich aber auch noch später, weil ich für die Praxis erst noch andere Arbeiten zu erledigen habe. Ferkel impfen und andere Routinetätigkeiten. Dann macht Doktor Winkler so lange auch die Fleischunteruntersuchung.“

„Aber heute sind Sie schon früh mit Ihrem Chef zusammen gekommen“, stellte Tölke fest.

„Ja, für heute standen keine Routineaufgaben auf dem Plan, und da ich während des Praktikums bei den Winklers wohne, habe ich Doktor Winkler gebeten, mich mitzunehmen. Ich möchte mehr Erfahrung bei der Lebenduntersuchung und dem ganzen Papierkram bekommen. Erst war es ihm nicht recht, aber ich habe nicht locker gelassen. Dann fand er es doch ganz gut, weil er sich chauffieren lassen konnte.“

„Danke für Ihre Ausführungen“, sagte Tölke. „Sie haben mir sehr geholfen. Ich kann mir die Arbeitsabläufe hier jetzt besser vorstellen. Wir sind fast am Ende. Eins möchte ich Sie aber noch fragen: Wie ist das Miteinander hier auf

der Arbeit? Ich stelle mir vor, es herrscht ein rauher Ton. Wie kommen Sie mit den Arbeitern und den Schmidkes zurecht? Haben Sie Kontakt zu einzelnen Mitarbeitern hier?“

Silke überlegte. „Warum fragen Sie? Klar, es ist ein blutiges Handwerk, und manchmal geht es auch laut und wenig feinfühlig zu. Meistens draußen im Stall. Davon bekomme ich bei der Fleischuntersuchung nicht viel mit. Da ist es laut durch die eingesetzten Maschinen, die Säge macht Krach, und die Haken klirren auf der Rohrbahn, an der die Tiere hängen und transportiert werden. Manchmal kriege ich auch blöde Sprüche zu hören, hier arbeiten eben nur Männer. Aber ich habe mir ein ziemlich dickes Fell zugelegt und lege nicht jedes Wort auf die Goldwaage. Außerdem sind nicht alle so. Ich habe mich mal mit einem der Arbeiter unterhalten, als eine Pause in der Schlachtung war. Er hat mir erzählt, dass er Orchideen züchtet.“

„Wie heißt der Mann?“

„Jens, den Nachnamen kenne ich nicht. Ich weiß von den meisten, wenn überhaupt, nur den Vornamen“, antwortete Silke.

Kommissar Tölke kramte ein Foto, das er von der Pinnwand im Aufenthaltsraum abgenommen hatte, unter seinen Papieren hervor und zeigte es ihr. Das Bild war bei einem Grillfest der Schlachthofbelegschaft entstanden, und der Kommissar deutete auf einen jungen Mann, der etwas abseits des Grills stand und eine Bierflasche in der Hand hielt.

„Das ist der Jens“, sagte Silke.

„Er wurde heute früh hier im Schlachthof tot aufgefunden.“

Silke wurde die Kehle trocken. Tölke verabschiedete sich, übergab ihr seine Karte und bat, ihn anzurufen, falls ihr noch etwas zu Jens Langner, so hieß der Tote, oder seinen Kollegen einfallen sollte. Gleichzeitig sagte er, die Polizei würde sich unter Umständen noch mal bei ihr melden, falls es weitere Fragen geben sollte.

„So so, Jens Langner ist also anders, als man sich einen Schlachter gemeinhin vorstellt“, überlegte Tölke und stellte fest, dass er nicht ohne Vorurteile war. „Könnte darin ein Mordmotiv liegen? Was unterschied Langner noch von den anderen?“

Silke verließ das Bürogebäude und ging zum Auto, um dort auf Winkler zu warten, dessen Befragung noch nicht zu Ende war. Die Nachricht hatte sie erschüttert. „Was mochte mit Jens passiert sein?“, überlegte sie. „Ja, er war anders als seine Kollegen. Er war ruhiger und machte einen überlegteren Eindruck als die anderen. Auch mit den Tieren ging er anders um. Nicht laut, ungeduldig und hektisch wie die meisten, sondern beruhigend. Immer redete er mit tiefer, freundlicher Stimme zu ihnen. Den elektrischen Viehtreiber habe ich ihn nie benutzen sehen. Aber obwohl er sich von seinen Kollegen unterschied, hatte ich den Eindruck, dass diese ihn respektierten. Auch bei der Kolonne der Fleischzerleger aus Rumänien, die von den Schlachtern manchmal herablassend behandelt wurden, schien er gut angesehen zu sein. Warum war dieser Jens jetzt tot?“ Silke war ratlos und verstört und beschloss, nach Feierabend ihre Freundin und Kommilitonin Suse

anzurufen. Suse Mahler machte gerade ihr Praktikum im Veterinäramt im Landkreis Diepholz und hatte vielleicht auch schon von den Vorkommnissen hier bei Schmidtke gehört.

Nach zehn Minuten kam auch Doktor Reiner Winkler aus dem Gebäude. Er ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und musterte seine Assistentin.

„Haben sie dir gesagt, was passiert ist? Das ist ja vielleicht was. Ein Mord bei Schmidtke. Den Jens, diesen langen ruhigen Jungen, haben sie abgemurkst in der hintersten dunklen Ecke des Stalls gefunden. Hat noch Glück gehabt, dass sie die ersten Rinder nicht da reingetrieben haben, sonst hätt's ihn womöglich noch zermatscht. Na ja, er war ja auch immer ein bisschen ein Eigenbrötler, nie so ganz zu durchschauen. Was haben sie dich denn gefragt? Kannst ihnen ja nicht viel sagen, kennst ja alles hier noch nicht so gut. Mich haben sie ganz schön in die Mangel genommen, hat man ja nicht alle Tage, so eine Befragung. Ich musste mich mächtig konzentrieren. Irgendwie hatte ich immer das Gefühl, die wollen einem das Wort im Mund umdrehen. Man will ja auch nichts Falsches sagen und Schmidtke womöglich reinreißen, schließlich sind wir im selben Schützenverein. Heiko sah ja auch ganz geschafft aus, als er vorhin aus seinem Büro kam. Sein Auto steht noch da, man wird ihn wohl nicht nach Hause fahren lassen. Die Schlachtung findet heute auch nicht mehr statt, haben sie mir gesagt. Also lass uns heimfahren und erst mal frühstücken. Dann werde ich den alten Schmidtke anrufen und hören, wie's weitergeht.“ Silke startete den Wagen und fuhr los. Nach Frühstück war ihr nicht zumute.

Während Kriminalhauptmeisterin Müller nach und nach die Personalien der Schlachthofmitarbeiter aufnahm, die zur Arbeit erschienen waren, saßen Hartmann und Tölke im Nebenzimmer und resümierten, was sie bisher wussten. Viel war es noch nicht, und ihnen war klar, dass sie Unterstützung anfordern mussten. Mord war in der niedersächsischen Provinz immer auch die Angelegenheit des Landeskriminalamtes in Hannover.

KAPITEL 2

Die alte Molkerei lag mitten im Ort Martwohlde. Sie war längst zu klein geworden. Über die Hälfte der niedersächsischen Milchbauern hielt inzwischen mehr als hundert Kühe, manche weit mehr als dreihundert, und die Milch wurde von den Tankwagen direkt zur Nordmilch GmbH in Zeven gebracht, wo sie auch gleich auf Rückstände von Antibiotika und Fremdwasserbeimischungen untersucht werden konnte. Die kleinen Milchviehhalter wurden immer weniger, und es lohnte nicht einmal mehr, die Tanks der alten Molkerei als Milchsammelstelle zu nutzen. So stand das rote Backsteingebäude lange leer und schien dem Verfall preisgegeben.

Die Gemeinde wollte das eigentlich recht hübsche zweigeschossige Gebäude mit dem spitzen Walmdach gern erhalten. Es waren nicht die Kosten für den Kauf, sondern die Renovierungsmaßnahmen überstiegen den finanziellen Rahmen der kleinen Kommune. Man versuchte, bei der Landkreisverwaltung in Diepholz das Haus unter Denkmalschutz stellen zu lassen, um an Zuschüsse für die Instandsetzung zu gelangen, doch dort winkte man ab.

Heiko Schmidtke hatte schließlich das Gebäude für wenig Geld gekauft und dem Bürgermeister zugesichert, es nicht abzureißen. Er ließ das Nötigste tun, um es vor

dem weiteren Verfall zu schützen. Das Dach wurde so weit repariert, dass die Tauben darunter keine Zuflucht mehr fanden, die Fenster wurden mit Sperrholzplatten verschlossen, und an den Türen vorn und hinten wurden Riegel montiert und mit kräftigen Bügelschlössern versperrt. So blieb das Gebäude fast zwei Jahre lang der Schandfleck von Martwohlde.

Aber Schmidtke wäre nicht Schmidtke, wenn er nicht einen Plan gehabt hätte. Er erhöhte die Schlachtungen und stieg in die Fleischzerlegung ein. So musste er die geschlachteten Tiere nicht mehr nur als Tierkörperhälften oder -viertel verkaufen. Das brachte zwar einen guten Erlös, doch in der Wertschöpfungskette war die Fleischzerlegung deutlich lukrativer. Der Anbau eines kleinen Zerlegeraums an den Betrieb war innerhalb weniger Wochen getan, und Schmidtke lieferte vom Schwein Schinken, Schnitzel oder Bäuche, vom Rind Steaks, Rouladen oder Beinscheiben und alles, was der Kunde verlangte, in jedem gewünschten Zuschnitt.

Elf zusätzliche Arbeitskräfte waren für die Zerlegung nötig. Es waren Männer aus Rumänien, angestellt bei einem Subunternehmer, der sie dem Betrieb zur Verfügung stellte. Schmidtke ließ die Sperrholzplatten von den Fenstern der alten Molkerei wieder abnehmen und in sechs Räumen, die die Molkerei als Büros und Umkleiden genutzt hatte, die Spinnweben entfernen und Glühlampen in die Fassungen unter der Decke schrauben. Dann ließ er in diesen Räumen Betten aufstellen. Die Sanitäreanlagen wurden so weit hergerichtet, dass WC und Dusche funktionierten, das musste reichen.

Arian war einer der rumänischen Männer. Seine kräftige Statur kam ihm bei der Arbeit zugute, die schwarzen Haare bedeckten die Ohren, und aus seinen braunen Augen strahlte Lebensfreude. Den schicken breiten Schnurrbart hatte er abrasiert, beim Arbeiten in der Zerlegung hätte er einen Bartschutz tragen müssen, und das war ihm lästig. Sein Dreitagebart wurde akzeptiert. Da seine Mutter aus Österreich stammte, sprach er gut Deutsch und fungierte als Übersetzer, aber er hatte auch eine Art Vorarbeiterfunktion.

„Kommt doch mal alle auf den Hof“, rief er seinen Kollegen auf Rumänisch zu. Schmidtke hatte die Rumänen an diesem Tag schon gleich wieder nach Hause geschickt, die Polizei hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass der Betrieb vorerst gesperrt bleiben würde. Nun standen sie alle elf im Hof der alten Molkerei. Die Morgenkühle störte sie nicht, sie hatten sich für ihre Arbeit im stets kalten Zerle geraum ohnehin warm angezogen. Sie warteten gespannt darauf, was Arian ihnen zu sagen hatte.

Der kam ohne Umschweife auf den Punkt. „Jens ist tot. Ihr habt gesehen, dass die Polizei im Schlachthof war. Ich habe sie gerufen, als ich Jens heute Morgen gefunden habe. Er lag in der Bucht ganz hinten im Stall, die Schweine waren auch schon an ihm dran. Und ich glaube nicht, dass er dort einfach nur tot umgefallen ist.“

Die Zerleger senkten schweigend ihre Köpfe. Das Gurren der Tauben in dem großen Walnussbaum über ihnen schien noch lauter zu sein als sonst. Arian wollte fortfahren.

„Ich weine ihm keine Träne nach“, fiel ihm einer ins Wort, der sich Stancu nannte. Er war von kleiner Statur

mit breiten Schultern. „Er war viel zu oft hier, hat sich in unsere Angelegenheiten eingemischt.“

„Er ist tot“, entgegnete Arian scharf. „Auch wenn du als Einziger von uns kein orthodoxer Christ bist, solltest du Respekt vor dem Tod haben. Jens war einer, der mit uns gearbeitet hat!“

Stancu konterte. Seine Augen blitzten. „Aber er hat ständig versucht, uns gegen den Schlachthof aufzustacheln, das hat mir nie gepasst. Ich bin ein paar Mal mit ihm aneinandergeraten.“

„Du redest schlecht über einen, der gerade zu Tode gekommen ist. Lass das! Er hat uns nicht aufgestachelt. Er wollte, dass wir uns nicht ausbeuten lassen. Schmidtke verdient sich eine goldene Nase an uns, und wir haben keinerlei Rechte und werden schlecht bezahlt.“

„Ich verdiene 1300 Euro im Monat, in Rumänien bekommt ein guter Metzger gerade einmal 500 Euro. Und dazu müsste ich erst mal einen Job in Rumänien haben. Ich kann jeden Monat Geld nach Hause schicken. Mein Haus in Timișoara ist fast fertig.“

Die anderen Rumänen murmelten zustimmend. Arian hatte viel mit Jens diskutiert und hielt dagegen.

„Wir sind hier nicht in Rumänien, wir sind hier in Deutschland und sind von dem, was hier gilt, meilenweit entfernt. Rechne doch mal deine Stunden zusammen und nimm das, was du verdienst. Das ist unter dem Mindestlohn, der hier Gesetz ist. Und du hast in Rumänien schon bezahlt, damit du überhaupt nach Deutschland zum Arbeiten kommen darfst. Und was zahlst du für dein Bett in der alten Molkerei?“

Stancu wurde ärgerlich. „Das ist nicht die Schuld von Schmidtke. Und Jens wollte, dass wir gegen Heiko rebellieren. Und jetzt halt endlich deine Klappe.“

Das tat Arian nicht. „An dem Bett, für das du bezahlst, verdient sehr wohl Schmidtke. Er verkauft dir die Schürze und den Stechhandschuh, mit dem du arbeitest. Wenn du gehst, bleiben die Sachen hier, und er verkauft sie wieder an den Nächsten. Du machst schwere körperliche Arbeit und darfst nicht krank werden, weil du dann kein Geld bekommst. Und die vielen Überstunden kriegst du gar nicht bezahlt!“

Wie aus dem Nichts fuhr Stancus Faust in Arians Magenegend. „Halt dich raus aus meinen Angelegenheiten“, brüllte Stancu. „Nicht, dass es dir ergeht wie Jens! Ich will hier in Ruhe Geld verdienen. Ich will nicht rausfliegen, nur weil du unzufrieden mit dem Job bist.“ Sein Kopf war rot, er zitterte und hatte die Fäuste noch geballt. Die um ihn stehenden Arbeitskollegen stellten sich zwischen ihn und Arian und versuchten, Stancu zu beruhigen. Doch der ließ nicht nach.

„Du kannst ja zurückgehen nach Rumänien, wenn es dir hier nicht passt. Ihr könnt alle zurückgehen. Lasst mich in Ruhe. Ich will nicht diskutieren. Ihr habt ja gesehen, dass Schmidtke mich auch schon beim Schlachten einsetzt. Er will mich als Kopfschlächter, dann hätte ich eine feste Anstellung.“

Einen Moment hielten sie inne. Dann ging das Gerangel los. Jeder hatte natürlich seine Meinung. Sie waren alle hier, um Geld zu verdienen, wie sie es in der Heimat nicht konnten. Sie waren bereit, hart zu arbeiten und Demüti-

gungen hinzunehmen. Aber sie waren auch enttäuscht, weil man ihnen bei der Anwerbung andere Versprechen gemacht hatte. Und von einer festen Anstellung konnten sie nur träumen.

„Lass mich meine Arbeit machen, meine ganze Familie lebt von dem Geld, das ich hier verdiene.“ „Arian hat recht. Wir erhalten nicht den Lohn, der uns nach dem Gesetz hier zusteht.“ „Wir können uns nicht beklagen. Wir machen unsere Arbeit und werden sonst in Ruhe gelassen.“ „Schmidtke müsste uns wenigstens die Betten billiger vermieten.“ „Wir brauchen hier nicht viel. Beim Discounter im Dorf können wir uns billig verpflegen.“ „Wenn du auf den Alkohol und die Zigaretten verzichten würdest, hättest du noch mehr Geld übrig.“ „Wir brauchen auch mal eine Pause, wenn wir zehn Stunden oder noch länger arbeiten.“ Bei allen hatten sich Aggressionen angestaut, jeder musste etwas loswerden. Nur Stancu hielt sich zurück. Ihm waren die anderen egal.

Arian krümmte sich. Der Schlag in die Magengegend vom kräftigen Stancu machte ihm Schmerzen. Er ging kommentarlos ins Haus. Kurz darauf klingelte sein Handy, und er sah auf dem Display, dass es Schmidtke war.

„Kommt sofort alle wieder in den Betrieb. Die Polizei hat die Zerlegung freigegeben, und die Tiere aus der gestrigen Schlachtung müssen zugeschnitten werden. Ich muss meine Kunden beliefern. Wir sind schon um Stunden im Verzug“, befahl er.

Sie stiegen alle elf in den neunsitzigen alten Ford Transit, den ihnen die Werksvertragsfirma vermietet hatte so wie schon zuvor den Arbeitern, die die sechs Monate vor

ihnen die Zerlegung bei Schmidtke erledigt hatten, bevor sie wieder in ihre Heimat zurückkehren mussten.

Schweigend fuhren sie den kurzen Weg zum Schlachthof. Sie wussten, sie würden wieder viel zu schnell arbeiten müssen. Es würde wieder gefährlich werden. Sie hatten Angst, in der Hektik den nötigen Abstand beim Arbeiten nicht einhalten zu können und sich mit den rasierklingscharfen Messern zu verletzen, und dann wäre Schluss mit dem Geldverdienen. Wegen des späten Arbeitsbeginns würden sie vielleicht erst um Mitternacht fertig sein mit der Arbeit, und dann stand ihnen eine kurze Nacht bevor. Denn am nächsten Tag sollte es ja wieder zur normalen Zeit mit der Zerlegung losgehen. Und Überstunden würden wieder nicht erfasst werden, sie waren, anders als die deutschen Kollegen, von der elektronischen Zeiterfassung ausgenommen. Keiner sollte je nachweisen können, dass ihnen Überstunden nicht bezahlt würden.

Arians Magenschmerzen ließen langsam nach. Was blieb, war das Wissen, sich vor Stancu in Acht nehmen zu müssen.